

Christian Begemann

## Stimmen über der Tiefe, gärender Schlamm, Wasserleichen – Theodor Storms Strände

In Theodor Storm's (1817–1888) oeuvre, beaches are sites of a cultural imaginary and serve as spaces for negotiating fundamental contemporary problems. This article examines the topography and the diverse semantization of beaches in Storm's texts. They are spaces of a 'transcendental homelessness' (Lukács) and illustrate what 'life' means in a post-metaphysical world. On the beach, and especially in the mud, life and death overlap in an eternal cycle. Storm, thus, seems to take up contemporary theories about primeval mud aiming to explain the autogenesis of life. However, metaphysical aspects have not completely disappeared but survive as relics that also transform the beach into a space of the uncanny. Similar structures apply, after all, where sea and beach reflect the dynamics of forgetting and remembering, which is a central theme for Storm.

Strände fungieren im Werk Theodor Storms (1817–1888) als Verhandlungsorte grundsätzlicher zeitgenössischer Problemlagen und sind Schauplätze eines kulturellen Imaginären. Der Beitrag untersucht die Topographie und die vielfältigen semantischen Besetzungen, die Strände bei Storm annehmen können. Sie sind Räume einer „transzendentalen Obdachlosigkeit“ (Lukács) und illustrieren, was ‚Leben‘ in einer nachmetaphysischen Welt bedeutet. Am Strand, und insbesondere im Schlamm, überlagern sich Leben und Tod im Sinne eines ewigen Kreislaufs. Storm scheint dabei an Theorien des Urschleims in seiner Epoche anzuknüpfen, die die Autogenese des Lebens klären wollten. Metaphysische Aspekte sind jedoch nicht gänzlich verschwunden, sondern leben als Relikte fort, die den Strand auch zum Raum eines Unheimlichen machen. Strukturell Ähnliches gilt schließlich, wo Meer und Strand die Mechanismen von Vergessen und Erinnern spiegeln, ein zentrales Thema Storms.

Strände haben die menschliche Einbildungskraft aufgrund ihrer Beschaffenheit und ihres semantischen Potentials seit jeher besonders angeregt. Für unsere Wahrnehmung sind sie nicht nur von ‚objektiven‘ Faktoren wie Geographie und Klima geprägt, sondern auch von einer langen Imaginationsgeschichte, von kulturellen Denkmustern, Sehweisen und Bildwelten. Sie sind daher über ihre physische Gegebenheit hinaus immer auch „kulturelle Tatsachen“ (Konersmann 2006, 190). Unter den deutschsprachigen Autoren und Autorinnen des neunzehnten Jahrhunderts ist Theodor Storm derjenige, der sich mit dem Thema Strand – unter Einschluss von Ufer, Küste und Deich – am ausführlichsten und am entschiedensten auseinandergesetzt hat. Dabei ist der Strand keineswegs nur Schauplatz. Vielmehr nutzt Storm seine spezifische Topographie für die Verhandlung sehr grundsätzlicher zeitgenössischer Problemlagen. Es geht hier weder um Fragen der ökonomischen Nutzung noch um koloniale Kulturkonflikte oder ‚Landnahmen‘ und ebenso wenig um die Usurpation des Strandes

durch sonnenhungrige und badelustige Touristen. Was ich akzentuieren möchte, hängt eher mit Storms Diagnose eines ‚modernen‘ Bewusstseins und eines kulturellen Imaginären zusammen, wie sie sich im Spannungsfeld von Szientismus, Säkularismus und Religionskritik ausbilden (vgl. Begemann 2019). Storms Texte zeigen ein sehr dezidiertes ‚constructing the beach‘, das auf dieses Problemfeld zugeschnitten ist.

## 1 Storms Imagination des Strandes („Meeresstrand“)

Einen prägnanten Eindruck von Topographie, Beschaffenheit und Atmosphäre der Strände bei Storm bietet das bekannte Gedicht „Meeresstrand“ von 1856:

An's Haf nun fliegt die Möwe,  
Und Dämm' rung bricht herein;  
Über die feuchten Watten  
Spiegelt der Abendschein

Graues Geflügel huschet  
Neben dem Wasser her;  
Wie Träume liegen die Inseln  
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes  
Geheimnisvollen Ton,  
Einsames Vogelrufen –  
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise  
Und schweiget dann der Wind;  
Vernehmlich werden die Stimmen,  
Die über der Tiefe sind.<sup>1</sup>

Dieses scheinbar schlichte Gedicht wirft bei näherem Zusehen viele Fragen auf. Wovon spricht es überhaupt? Schildert es einen bloßen Natureindruck? Ist es eine realistisch präzise Darstellung einer ruhigen, sehr norddeutschen Abendlandschaft oder schildert es eine düstere, ja abgründige Szenerie? Zeigt es

---

<sup>1</sup> Storm (1987/88, Bd. 1, 14–15). Diese Ausgabe wird im Folgenden mit der Sigle LL, Band- und Seitenzahl im Text zitiert.

Naturverbundenheit oder vielmehr Entfremdung von der Natur? Dass sich das so schwer sagen lässt, wie sich an der Forschung zeigt, die hier die verschiedensten Positionen bezogen hat (s. u.), hängt ganz offenbar auch mit dem Sujet des Gedichts zusammen, das zwischen Gegensätzen changiert und Übergänge thematisiert, also gerade Eindeutigkeit vermeidet. Schon die Tageszeit und die Lichtverhältnisse weisen darauf hin: Es ist weder Tag noch Nacht, sondern vielmehr die Zwischenzeit der „Dämm’rung“. Der heraufziehende abendliche Nebel trübt die Wahrnehmung und verunklart die Beschaffenheit der Dinge. Ähnlich verhält es sich mit der Topographie. Der Meeresstrand wird nicht als klare Demarkation von Land und Meer gezeigt, sondern als eine hybride Übergangszone. Das Watt bildet keine scharfe Grenze, sondern ist ein breites Gebiet, das bei Ebbe freiliegt, aber bei Flut überschwemmt, also mal Land, mal Meer ist (vgl. Forster 1976, 39). Diese Übergänglichkeit der Topographie wird enggeführt im Boden, den das „Ich“ unter den Füßen hat: „Schlamm“ ist geradezu das Inbild des Unklaren, Unreinen und Vermischten, das der ‚poetische Realismus‘ sonst eher auszuschließen neigt. Im weiteren Umfeld des eigentlichen Strandbereichs setzt sich dieser Befund fort. Im Meer liegen Inseln als Exklaven, versprengte Außenposten des Festlands, und für dieses gilt Analoges. ‚Haff‘ ist im üblichen Sprachgebrauch ein vom Meer abgetrennter, im Land liegender Brackwasserbereich, also quasi eine Enklave. Auch wenn man hier feststellen muss, dass Storm einem abweichenden niederdeutschen Sprachgebrauch folgt, demzufolge „Haf“ das Wattenmeer selbst meint (LL 1, 766; vgl. LL 3, 756), bleibt der Befund in den meisten seiner Texte derselbe. Immer wieder ist dort die Rede von den „Wehlen“, Teichen und Tümpeln, die durch Wassereinbrüche ins Festland entstanden sind, die quasi den Inseln im Meer umgekehrt entsprechen und sich sogar auf diesen selbst wiederfinden – als Einschluss im Einschluss (LL 2, 53, 55). Auf diese Weise also wird die hybride Strandzone in beide Richtungen ausgeweitet: Land und Meer sind auf beiden Seiten ihrer unklaren Ränder durch abgerissene Fetzen, Einsprengsel des jeweils gegenteiligen Elements, und das heißt durch *reentries*, perforiert.

Angesichts der ostentativen Akzentuierung eines solchen ‚dritten Raums‘ vom Gedicht Eindeutigkeit zu erwarten, und sei es nur hinsichtlich seiner ‚Stimmung‘, wäre ein Missverständnis. Will der Text seinen Gegenstand nicht dementieren, so muss er sich ihm anpassen: Strand, so ließe sich sagen, wird hier auch zu einem Textmodell. Darauf deuten auch jene Elemente, die ein Unheimliches nicht nur als Teil der diegetischen Welt benennen, sondern vielmehr textuell evozieren. Vom ‚Geheimnis‘ wird nicht nur geredet, der Text selbst stellt eines dar. Es sind nur vage Andeutungen, die in die ruhige Strandszene buchstäblich einen doppelten Boden einziehen und die Position des Ichs destabilisieren. Da ist zunächst die fliegende Möwe, die eine Strophe später vom

huschenden „grauen Geflügel“ ersetzt wird, das an das schauerromantische „Geflügel der Nacht“ aus dem Tieck’schen *Runenberg* (1804) erinnert (Tieck 1985, 186); in der 3. Strophe verbinden sich dann die Vogelrufe mit dem „geheimnisvollen Ton“ des gärenden Schlammes. Davon unterschieden sind jene „Stimmen“, von denen in der 4. Strophe die Rede ist. Diese werden erst jetzt „vernehmlich“, nachdem der Wind erst leise „schauert“ und dann schweigt, als sei er ein lebendiges Wesen. Was also sind das für „Stimmen, die über der Tiefe sind“? Und was für eine „Tiefe“ wird angesprochen – im Flachland *par excellence*? Topographisch wird hier die Horizontale um eine vertikale Achse ergänzt, die eine Ebene über und unter der Position des Sprechers einzieht. Der Sprecher scheint sich in einem Raum zu befinden, unter dem ein anderer liegt. Das erinnert an ein anderes Gedicht von Storm, das „Über die Heide“ (1875) heißt und mit den eindrucksvollen Versen beginnt: „Über die Heide hallet mein Schritt; / Dumpf aus der Erde wandert es mit“ (LL 1, 93). Das erklärt sich, bei allem Realismus Storms, wohl kaum hinlänglich aus der trockenen Beschaffenheit des resonierenden und nachhallenden Heidebodens (LL 1, 871), der dann in einer Art Echoeffekt dazu führt, dass das, „was aus der Erde mitwandert, [...] die bloße Verdopplung der Bewegung“ (Schönert 2000, 182) ist.<sup>2</sup> Hier wie dort eröffnet sich, so scheint es vielmehr, ein Tiefenraum, der allerdings unbestimmt bleibt wie die Stimmen über ihm.<sup>3</sup> Woher kommen sie? Wem gehören sie? Wollen sie etwas mitteilen? Wenn ja, so bleibt die Botschaft unverstanden, denn „vernehmlich“ heißt nicht ‚verständlich‘ (vgl. Kaiser 1994, 289).

Mit den „Stimmen, / Die über der Tiefe sind“, hat sich die Forschung intensiv und aufgrund der extremen Unterdeterminiertheit des Bildes höchst kontrovers befasst. Das sei hier kurz kommentiert, weil sich das, was man als ‚Textmodell Strand‘ bezeichnen könnte, im Ensemble der extrem divergenten Forschungspositionen spiegelt. Man hat zur Erklärung der „Stimmen“ in bemerkenswerter

---

<sup>2</sup> Treffender bei Müller und Mecklenburg (1970, 36): „Die zweite Zeile [...] schildert zwar sachlich-präzise den Widerhall der Schritte auf dem dumpfen Heideboden, doch gleichzeitig trägt die Natur unheimliche Züge: Da Bewegung und Geräusch die Subjekte tauschen – der Schritt wandert nicht, sondern er ‚hällt‘; es hällt nicht aus dem Boden, sondern es ‚wandert‘ –, wird das grammatische Subjekt ‚es‘ substantziell aufgeladen, steigert sich zu einem in der Außenwelt nicht mehr aufweisbaren ‚mitwandernden‘ Wesen.“

<sup>3</sup> Eine sehr ähnliche Konstellation begegnet in *Auf dem Staatshof*. Auch hier ist von einer „wüsten geheimnisvollen Tiefe“ die Rede, dieses Mal der des Meeres, die enigmatisch und trostlos ist: „In diese heimlichen Laute der Nacht drang plötzlich von der Gegend des Deiches her der gellende Ruf eines Seevogels, der hoch durch die Luft dahin fuhr. Da mein Ohr einmal geweckt war, so vernahm ich nun auch aus der Ferne das Branden der Wellen, die in der hellen Nacht sich draußen über der wüsten geheimnisvollen Tiefe wälzten und von der kommenden Flut dem Strande zugeworfen wurden. Ein Gefühl der Öde und Verlorenheit überfiel mich“. (LL 1, 423)

Vereindeutigung auf „Schicksalsmächte“, auf „Kräfte chthonischer Gewalten“ und die „gegen Mitternacht aufstehende Geisterwelt“ zurückgegriffen und die Frage gestellt, ob es sich bei den „Stimmen“ um die „von Naturgeistern, von Seelen Verstorbener, von himmlischen Wesen“ handle (Merker 1942, 280–281) – jedenfalls seien sie „nicht irdischer Herkunft“ (Schneider 1954, 111; ähnlich Bernd 2005, 146) und deuteten auf eine „mystische Dimension“ (Gräff 2000, 131) und ein „Hinübergleiten aus der konkreten Welt in die Welt des Unheimlichen“: „[B]efinden wir uns bereits im Jenseits?“, fragt Tamara Silman (1976, 50–51) mit Bezug auf die letzte Strophe. Joachim Rickes hat solche Interpretationen akkurat aufgelistet, um sie als Belege zu entlarven, die Germanistik habe „das Interpretieren verlernt“ (Rickes 2005, 5). Seine entgegengesetzte Deutung ist allerdings nach so viel Aufwand von erstaunlicher Schlichtheit: Die „Stimmen“ seien die Geräusche des Meeres, die erst nach dem Verstummen des Windes hörbar würden (ebd., 9–11). Warum es sich dabei um „Stimmen“ handelt, warum hier also eine Anthropomorphisierung vorgenommen wird, bleibt nach wie vor ungeklärt, ebenso, was es mit der geheimnisvollen „Tiefe“ auf sich hat. In Auseinandersetzung mit diesem *down to earth*-Ansatz erlebte der „theologische und mythologische Konnotationsraum“ des Gedichts schon kurz darauf ein theoretisch ambitioniertes Revival in der Untersuchung von Michael Baum, der zur semantischen Füllung der „Stimmen“ auf den „Zusammenhang von Hören und Offenbarung“ hinweist (2005, 251). Obwohl die Referenz der „Stimmen“ „leer“, „unlesbar“ und „unausgesprochen“ bleibe, konstatiert er aufgrund der „Spurung im Raum von Hören und Transzendenz“: „Storms Raum öffnet sich gen Himmel.“ (Ebd., 255, 256, 259, 257, 260) Umstritten ist aber nicht nur der sozusagen ontologische Status der „Stimmen“, sondern auch das Verhältnis von Subjekt und Natur. Rickes (2005, 10–11) sieht im Gedicht den Ausdruck von „Verbundenheit“ mit der Natur, ja ein „beglückendes Naturerlebnis“, und Jörg Schönert (2000, 183) leitet aus der „Korrespondenz im Kosmos“ zwischen den „Tönen aus dem Bereich der Erde“ und den „Vogelrufe[n] aus der Luft“ ein „Ordnungsmuster der Natur“ ab. Demgegenüber folgern ansatzweise Franz Forster (1976, 30–31), sehr viel dezidierter dann Gerhard Kaiser (1994, 288–289) und Heinrich Detering aus der Unverständlichkeit der Naturlaute, Heimat werde hier „fremd und unheimlich“, das Ich erweise sich als „ausgeschlossen aus der Landschaft, ihren unverständlichen Zeichen und ihren Bewegungen, die einem rätselhaften Eigenleben folgen“ (Detering 2013, 226–228). Im Raum einer „metaphysische[n] Enttäuschung“ opponiere das Gedicht damit gerade der „Gewissheit einer Übereinstimmung zwischen äußerer und innerer Welt“ (ebd., 228–229).

Weiter kann die interpretatorische Diskrepanz kaum getrieben werden. Angesichts ihrer bleibt zunächst nur festzuhalten: Das Gedicht und seine

Atmosphäre leben von überaus vagen Andeutungen, die man nicht festzuzurren versuchen sollte, weil sie ihre Unverständlichkeit ja gerade ostendieren. Wenn der Text die Stellung des Ichs „über der Tiefe“ situiert und auf ein ‚Geheimnis‘ hinweist, dann darf man das vielleicht auch als doppeldeutige Anspielung auf eine subtextuelle Dimension verstehen.

Halten wir also versuchsweise einmal fest, was sich hier in nebelhaften Umrissen abzeichnet. Ein einziges Mal taucht hier ein „Ich“ auf, ziemlich exakt in der Mitte des Gedichts. Aber von einer Mittenstellung im erzählten Raum kann keine Rede sein. Das Ich befindet sich vielmehr ‚mitten‘ in einer Welt, in der Polaritäten nicht greifen, es keine eindeutigen Koordinaten gibt und alle klaren Parameter sich aufgelöst haben: Es befindet sich, auf gärendem Schlamm stehend, während einer Übergangszeit in einem Grenzland und über einem diffusen Raum der „Tiefe“ und ist konfrontiert mit einer geheimnisvollen Natur, die andeutungsweise animistische Züge trägt, einer Natur, die „immer schon“ so war, also auch vor unserem, dem menschlichen Erscheinen. „So war es immer schon“ – das allein auf die Lebensdauer und -erfahrung des Sprechers zu beziehen, schie- ne mir verkürzt. Vielmehr gibt der Satz der Strandzone eine urweltliche, eine archaische Dimension.<sup>4</sup> Sie ist durchsetzt mit geheimnisvollen Tönen und unverständlichen Stimmen, die ein hohes Maß an Fremdheit, Ungeborgenheit und Ausgesetztheit vermitteln. Anders als in der Romantik ist das lyrische Ich hier keine Instanz mehr, die die Hieroglyphen der Natur verstehen könnte. Wenn die Inseln „wie Träume“ auf dem Meer liegen, dann verstärkt das den ohnehin phantasmatischen Charakter des Textes: Statt von einem realistischen Bild einer norddeutschen Seelandschaft zu sprechen, könnte man ebenso gut sagen, dass das Ich hier seine Position in der Welt überhaupt anhand der Gegebenheiten des „Meeresstrandes“ imaginiert. So problematisch solche Vokabeln wegen ihrer Abgegriffenheit und ihrer prekären Implikationen sind – aber hier ist man doch versucht, von einer ‚existenziellen‘ Dimension und einem Welt-Bild zu sprechen.

Dazu passt, dass der Blick gegen alle Erfahrung mit Seelandschaften strikt auf den Boden gerichtet bleibt – anders als z. B. in Caspar David Friedrichs berühmten Gemälde *Der Mönch am Meer* (1808–10). Signifikant ist gerade auch, was das Gedicht *nicht* zeigt. Üblicherweise fallen Meer und Himmel gemeinsam ins Auge – hier nicht. Zwar wird von den Vögeln gesprochen, die oben sind, zunehmend aber nur noch in ihrer akustischen Präsenz – der Himmel fällt dabei aus. Selbst der Abendschein kommt nur in seiner Spiegelung im Watt in den Blick.<sup>5</sup>

<sup>4</sup> In diesem Sinne die Bemerkungen bei Merker (1942, 280).

<sup>5</sup> Gegen Baum (2005, 260) ist also zu sagen: „Storms Raum öffnet sich“ eben gerade nicht „gen Himmel.“

## 2 Tod und Leben

Es soll nun versucht werden, Storms Imagination des Strandes über einen weiteren Text zu ergänzen. Es handelt sich um einen kleinen, aber signifikanten Ausschnitt aus der Erzählung *Carsten Curator* von 1878. Der Plot ist hier nicht relevant, es genügt zu wissen, dass der sprichwörtlich redliche und rechtliche Protagonist Carsten Carstens einen Konflikt mit seinem Sohn Heinrich hat, der geschäftlich unsolide und liederlich ist und sich zudem auch noch als ein Trinker herausgestellt hat. Das bringt den Vater um den Schlaf. Unruhig im Bett, gehen ihm alte Erinnerungen durch den Kopf:

Seine Gedanken flogen zurück in Heinrich's Kinderzeit; er suchte sich das glückliche Gesicht des Knaben zurückzurufen, wenn es hieß: „Am Deich spazieren gehen“; er suchte seinen Jubel zu hören, wenn ein Lerchennest gefunden oder eine große Seespinne von der Flut ans Ufer getrieben wurde. Aber auch hier kam etwas, um seinen kargen Schlaf mit ihm zu teilen. Nicht nur, wenn es von den Nordsee-Watten her an seine Fenster wehte, sondern auch in todstillen Nacht, immer war jetzt das eintönige Tosen des Meeres in seinen Ohren; wie zur Ebbezeit von weit draußen, hinter der Schmaltiefe [d. i. Priel, Wasserlauf im Meer] schien es herzukommen; statt des glücklichen Gesichtes seines Knaben sah er die bloßgelegten Strecken des gärenden Wattenschlammes im Mondschein blänkern, und daraus flach und schwarz erhob sich eine öde Hallig. Es war dieselbe, bei der er einst mit Heinrich angefahren, um Möwen- oder Kiebitzeier dort zu suchen. Aber sie hatten keine gefunden; nur den aufgeschwemmten Leichnam eines Ertrunkenen. Er lag zwischen dem urweltlichen Kraut des Queller [d. i. ein Gänsefußgewächs], von großen Vögeln umflogen, die Arme ausgestreckt, das furchtbare Totenantlitz gegen den Himmel gekehrt. Schreiend, mit entsetzten Augen hatte bei diesem Anblick der Knabe sich an den Vater angeklammert.

Immer wieder, ja selbst im Traum, wohin diese Vorstellungen ihn verfolgten, suchte der Greis seine Gedanken nach friedlicheren Orten hinzulenken; aber jedes Wehen der Luft führte ihn zurück auf jenes furchtbare Eiland. (LL 2, 511–512)

Auch hier trägt die Erinnerung an die Strandlandschaft phantasmatische Züge, ist traumartig zwischen Wachen und Schlaf angesiedelt und gehorcht einer unbewussten Logik. Sie beginnt mit einem heiteren Deichidyll in Heinrichs Kindheit.<sup>6</sup> Der Deich ist ein schöner und sicherer Ort, an dem man vergnügt spazieren gehen und die Vögel beim Brüten beobachten kann. Diese Konnotation des Deichs hängt mit seiner Funktion zusammen. Der Deich ist die markanteste Konfiguration der Natur-Kultur-Grenze. Er ist ein Bollwerk, er markiert und schützt den menschlichen Lebensraum gegenüber dem Bereich eines amorph Elementaren. Er ist daher mit dem Leben und seiner Reproduktion verbunden,

---

<sup>6</sup> Mit dem Deich beginnt auch die Textgeschichte von *Meeresstrand*, das ursprünglich *Am Deich* heißen sollte (LL 1, 766).

den Vogelnestern und -eiern. Zugleich bietet der Deich den erhabenen oder auch nur unheimlichen Ausblick aus dem Geborgenen auf's Ungeborgene; er ist die paradigmatische Aussichtsplattform auf das Toben der Elemente oder den ‚Schiffbruch mit Zuschauer‘. Diese Gewalt ist nämlich noch in der heitersten Deichidylle impliziert. Der Deich schützt mit technischen Mitteln das Leben vor der Vernichtung,<sup>7</sup> er hat aber nicht nur eine defensive Funktion, sondern auch ein konfrontatives, agonales und quasi darwinistisches Moment, denn er expandiert den kulturellen auf Kosten des elementaren Raums.<sup>8</sup> Die wechselhafte und unübersichtliche Geschichte der Schleswig-Holsteinischen Küste, auf die viele Texte Storms zurückblicken, illustriert eindrucksvoll das ständige Vor und Zurück des Landes im ‚Kampf‘ mit dem Meer und bestätigt die ‚Fluidität‘ von Küstenverläufen, wie sie sich an der Mikrostruktur des Strands gezeigt hat, auch in ihrer Makrostruktur.

Noch dort also, wo der Deich als Ort des Lebens imaginiert wird, impliziert er notwendig den Gedanken an Untergang, Vernichtung und Tod. Daher können Carstens Gedanken so schnell umkippen, sich metonymisch-assoziativ verschieben zum Gegenteil des heiteren Lebensbilds. Topographisch durchlaufen sie – „in todstillen Nacht“ bezeichnenderweise und begleitet vom „eintönigen Tosen des Meeres“ – „die bloßgelegten Strecken des gärenden Wattenschlamm“, um dann auf einer Hallig zu landen, wo der Konflikt noch einmal eingeführt wird. Gesucht werden am Strand die Garanten eines fortdauernden Lebens, die „Möwen- und Kiebitzeier“, gefunden aber wird eine Wasserleiche. Am Strand berühren und überlagern sich Leben und Tod, und insofern muss festgehalten werden, dass der Strand generell bei Sturm gegensätzlicher Akzentuierungen fähig ist – je nachdem, welche seiner Seiten hervorgehoben wird. Die Todesursache des „Ertrunkenen“ ist das Wasser, der Untergang im Elementaren. Es durchbricht und flutet die Körpergrenze, wie es im *Schimmelreiter* den Deich durchbricht und den dahinter liegenden menschlichen Lebensraum verwüstet. Meer und Wasser, so ließe sich ein erster Befund formulieren, sind bei

---

7 Für Volker Hoffmann (1990, 361) markiert der Deich „die Grenzlinie zwischen Leben und Tod“.

8 Hauke Haiens Deichbauprojekt im *Schimmelreiter* wird in seiner darwinistischen Dimension in jener Szene angekündigt, in der Hauke – bezeichnenderweise auf dem Deich – selbst wie ein „Raubtier“ mit dem Kater um seine „Beute“ kämpft (LL 3, 647). Das setzt sich dann darin fort, dass am Ende das Tosen des Meeres dem „Schrei alles furchtbaren Raubgetieres der Wildnis“ ähnelt (LL 3, 748). – *Eine Halligfahrt* schildert an der untergegangenen Stadt Rungholt das Moment einer provokativen Vermessenheit beim Deichbau: „zur Zeit der Äquinoktialstürme stiegen die Männer, wenn sie von ihren Gelagen kamen, vorerst noch einmal auf ihre hohen Deiche, hielten die Hände in den Taschen und riefen hohnlachend auf die anbrüllende See hinaus: ‚Trotz nu, blanke Hans!‘“ (LL 2, 43) Mit dieser Hybris besiegen sie ihren – buchstäblichen – Untergang.

Storm mit dem Tod assoziiert, allerdings in ambivalenter Weise. Durchaus begegnet man in seinem Werk gelegentlich der Vorstellung vom Tod als „Heimgang des Menschen in eine elementare, ‚ewige‘ Natur“, die man, je nach Sichtweise, als naturmystisch oder regressiv begreifen kann (Blödorn 2016, 266, 270, 272). Das Meer kann dabei „als Verkörperung der Mutterinstanz“ (Neumann 2002, 117) figurieren, wie die Forschung unter psychoanalytischer Perspektive verschiedentlich behauptet hat, und auch der Deich gewinnt in diesem Horizont eine psychodynamische Dimension (vgl. ebd., 117, 132–133 u. ö.). Nur selten allerdings gleicht das „Brausen des heimatlichen Meeres“ dem „Wiegenliede, womit einst die Mutter das Tosen der Welt von ihrem Kinde fern gehalten hatte“.<sup>9</sup> Kann das Meer in solchen tendenziell idyllischen Zusammenhängen als natürlicher „Gegenpol zum bürgerlichen Leben“ erscheinen (Blödorn 2016, 266), so erschreckt es jedoch zumeist durch eine „latente Todesdrohung“ (ebd., 271), die auch sehr manifest ausfallen kann. Die Mutterbeziehungen in Storms Texten sind überwiegend problematisch und gestört, sodass vom „mütterlichen Bereich Meer“ die „Vernichtungsbedrohung durch eine aggressive Mutterimago“ ausgeht (Fasold 1997, 155; vgl. Neumann 2002, 116–120, 129–140; Roebing 2012c, 333, 343, 347). Das Meer als „verschlingende Mutter“ (Neumann 2002, 139) ist in bedrohlicher Weise mit dem Tod verknüpft.<sup>10</sup>

Es ist von daher nicht überraschend, dass die häufigste Todesursache in Storms Texten das Ertrinken ist. Menschen ertrinken im Meer, sie ertrinken aber ebenso häufig in Kanälen, Wehlen, Teichen und Gewässern, die zum Teil als Abkömmlinge des Meeres den belebten, bebauten und bewohnten Raum des Festlands durchsetzen, oder sie stürzen in Brunnen. In *Aquis submersus*<sup>11</sup> ertrinken nicht nur zwei Menschen, in insistierender Präsenz ist auch stets das Meer am Horizont zu sehen. Wenn der Protagonist und Erzähler der im siebzehnten Jahrhundert spielenden Novelle, der Maler Johannes, täglich zu jenem Ort wandert, an dem durch sein Verschulden sein Sohn in einem Teich den Tod finden wird, dann begleitet ihn permanent das Bild des Meeres und mit diesem die Erinnerung an die gewaltige Flut von 1634 (vgl. LL 2, 437):

Als ich auf den Kirchhof kam, trug von der Stadtseite der Wind ein wimmernd Glockenläuten an mein Ohr; ich aber wandte mich und blickte hinab nach Westen, wo wiederum das Meer wie liches Silber am Himmelssaume hinfloß, und war doch ein tobend Unheil

<sup>9</sup> Theodor Storm, *Zerstreute Kapitel: Der Amtschirurgus – Heimkehr* (LL 4, 159–174, hier 169).

<sup>10</sup> Aus diesem Rahmen fällt das Märchen *Die Regentrude* von 1864, in dem das Wasser primär als lebensstiftende Kraft erscheint – bezeichnenderweise aber fern vom Meer. Vgl. dazu Roebing (2012a, 39–42) sowie Roebing (2012b, 218–228).

<sup>11</sup> Vgl. dazu den Beitrag von Roxanne Phillips in diesem Band.

dort gewesen, worin in einer Nacht des Höchsten Hand viel tausend Menschenleben hingeworfen hatte. (LL 2, 445)<sup>12</sup>

Die vielleicht schockierendste Todesszene findet sich in der Novelle *Auf dem Staatshof*, wo eine junge Frau einfach durch den Boden eines über eine „Graft“, einen Wassergraben, gebauten Gartenpavillons bricht und verschlungen wird:

Noch auf einen Augenblick sah ich die zarten Umrissse ihres lieben Antlitzes vor einem Strahl des milden Lichtes beleuchtet; dann aber geschah etwas und ging so schnell vorüber, daß mein Gedächtnis es nicht zu bewahren vermocht hat. Ein Brett des Fußbodens schlug in die Höhe; ich sah den Schein des weißen Gewandes, dann hörte ich es unter mir im Wasser rauschen. Ich riß die Augen auf; der Mond schien durch den leeren Raum. (LL 1, 425)

Hier gibt es keinen Deichbruch und keine chthonische Tiefe unter den Füßen, aber das todbringende Wasser ist mitten im und unter dem menschlichen Lebensraum, dem Ort des Kaffeetrinkens und gemütlichen Plauderns – ein Bild äußerster Gefährdung, ständiger Unsicherheit und Ungeborgenheit.

### 3 Schlamm und Schleim

An Carsten Curator und seinen Nachtgedanken hat sich gezeigt, dass sich am Deich und am Strand Leben und Tod nicht nur berühren, sondern dass sie sich überlagern. Noch deutlicher, schon rein topographisch, ist das im Watt, der erweiterten Strandzone. Wie bereits im Gedicht *Meeresstrand* wird dem „Wattenschlamm“ das Epitheton „gärend“ zugeordnet. Das scheint Storm wichtig gewesen zu sein. Aber warum? Die Übergangszone von Land und Meer, der Schlamm, ist für Storm mehr als nasser Sand. Ob Storm den Begriff „gärend“ in einem präzisen wissenschaftlichen oder eher in einem metaphorischen Sinne verwendet hat, ist schwer zu entscheiden. Vielleicht kann man vorläufig und stark vereinfachend festhalten, dass ‚Gärung‘ in Storms Epoche als ein biotischer Prozess verstanden wird, der mit Lebensprozessen von „Mikro-Organismen“ zu tun hat, aber auch mit „Zersetzung“, „Fäulnis und Verwesung“ (Brockhaus 1894–1896, 562–563). Insofern kann man mit Blick auf Storm zunächst an die Verwesungsvorgänge von Fischen, Kleintieren und Plankton im Schlick denken (vgl. Schneider 1954, 108). Aber das reicht nicht aus.

Der mögliche Bedeutungshorizont des gärenden Schlammes konturiert sich, so scheint mir, mit Blick auf die zeitgenössische Debatte um den Ursprung des

<sup>12</sup> Vgl. *Auf dem Staatshof* (LL 1, 423).

Lebens, auf die daher etwas ausführlicher eingegangen werden soll. Diese Frage stellt sich im Zeichen eines säkularen Szientismus, der eine göttliche Schöpfung weithin leugnet, mit besonderer Brisanz, denn nun geht es darum, den problematischen Übergang vom Anorganischen ins Organische zu erklären. Eine Bilanz der verschiedenen Positionen in dieser Diskussion bietet unter dem zeittypischen Titel „Urzeugung“ beispielsweise Ludwig Büchners *Kraft und Stoff*, in erster Auflage 1855 erschienen und dann mehrfach erweitert, ein Hauptwerk des Materialismus der Epoche (Büchner 1898 [1855], 159–177). Das neunzehnte Jahrhundert findet, kurz gesagt, keine Antwort auf diese Frage, aber es gibt in den verschiedenen Lösungsversuchen doch eine bemerkenswerte Schnittmenge. Zu dieser gehört die maßgebliche Rolle des Wassers, und insbesondere des Meerwassers, für die Entstehung von Leben. Diese Auffassung reicht bis in die Antike zurück. Bei Thales von Milet, so berichtet Aristoteles, hat das Leben seinen Ursprung im Wasser (vgl. Aristoteles 1995, A 3, 983b), und noch Goethe lässt Thales im *Faust II* ausrufen: „Alles ist aus dem Wasser entsprungen!! / Alles wird durch das Wasser erhalten! / Ocean gönnt' uns Dein ewiges Walten“ (Goethe 1997, 230, V. 8435–8437). In diesem Punkt stimmen Philosophie und Mythos überein. Für Homer steht Okeanos im Anfang, und bei Hesiod erfolgen Zeugung und Geburt der Aphrodite aus Blut und Samen des Uranos im Element des Meeres. Sandro Botticellis berühmtes Gemälde dieses Vorgangs (1484–1486) siedelt bezeichnenderweise *La nascita di Venere* am Strand an, lässt das Prinzip des Begehrens und der Prokreation also selbst in der liminalen Uferzone geboren werden und aus dem Wasser ans Land steigen, um dort das Leben fortzupflanzen. Dass das Leben aus dem mütterlich-väterlichen Element des Wassers und insbesondere des Meeres stammt, bleibt die dauerhafte Überzeugung einer populären Naturphilosophie, wie man sie – um nur eines von vielen möglichen Beispielen zu nennen – etwa in Carl Gustav Carus' *Zwölf Briefe[n] über das Erdleben* von 1841 ausgedrückt findet (vgl. Carus 1841, 37, 134–137). Es ist ein bemerkenswertes Phänomen, dass die säkularen Naturwissenschaften, und insbesondere die Evolutionstheorien, seit dem achtzehnten Jahrhundert diese uralte Vorstellung letztlich nur umkodieren und mit einem neuen Begründungsrahmen versehen, wenn sie auf der Suche nach einer ‚Urzeugung‘ die Autogenese des Lebens in einem Urmeer ansiedeln.

Zu den besonderen Bedingungen der Entstehung des Lebens gehören dabei Schleim und Schlamm. Ein semiwissenschaftlicher Text, der dies besonders eindrucksvoll schildert, ist das große Werk *La Mer* des Historikers Jules Michelet von 1861, das im selben Jahr auch ins Deutsche übersetzt wurde. Michelet geht von der emphatisch beschriebenen Anschauung des Meeres und seiner substanziellen Zusammensetzung aus, die er als weißlich, klebrig, gallertartig und unendlich fruchtbar beschreibt. Dieser „Schleim des Meeres“ stellt „sowohl

ein Endstadium, als auch zugleich einen Ausgangspunkt“ dar. Er besteht, unter dem Mikroskop betrachtet, unter anderem aus Ausscheidungen, „unzähligen Rückständen des Todes“ (Michelet 2006 [1861], 93), aus Mikroalgen und insbesondere aus „der unermesslichen Welt lebendiger Atome – mikroskopisch kleiner Tiere –, jenem wahren Grund des Lebens, der“ – und auch hier begegnen wir Storms Assoziation – „im Schoß des Meeres gärt“ (ebd., 88). Dieser Schleim ist „das universelle Lebenselement schlechthin“, ja „das Leben selbst“ (ebd., 92). Mit den allerprimitivsten Wesen, einem „belebte[n] Gallert“ im Meer, habe die Schöpfung auf dem Planeten begonnen, er ist der „erste, vage Entwurf des Lebens“ (ebd., 96). Anders als viele naturwissenschaftlich versiertere Zeitgenossen, die die ‚Urzeugung‘ auf einen an die besonderen Bedingungen der Frühzeit gebundenen zeitlich befristeten Akt beschränken – Ludwig Büchner etwa, Ernst Haeckel oder Wilhelm Wundt –, behauptet Michelet eine im Element des Meeresschleims sich perpetuierende „Urschöpfung“ (ebd., 94), die sich in der Folge gerade „aus den aufgelösten Elementen des vorausgehenden Lebens“ speist: „Der Tod gebiert das Leben“ (ebd., 103).

Michelet bietet damit zugleich eine Erklärung für die Gründung und den enormen Zulauf der Seebäder, die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zunächst in England, dann auch auf dem Kontinent entstehen. Den Anregungen des Hippokrates (*De liquidorum usu*) folgend, wird die Heilkraft von Meerwasser und Meeresschlamm, Seeluft und Strandleben ‚entdeckt‘. Der breite medizinische Diskurs darüber wird sogleich in die Praxis umgesetzt und mündet in eine therapeutische Meer- und Strand-Emphase (Corbin 1990, 83–120, 319–357; Richter 2014, 145–161). Vor der touristischen Erschließung der Strände im neunzehnten Jahrhundert, deren Voraussetzung die verkehrstechnische Anbindung der Küsten durch die Eisenbahn ebenso ist wie die allmähliche Etablierung von Freizeit, herrscht hier zunächst ein kurförmiger Gebrauch von Meer und Strand, der von einer neuen Naturerfahrung flankiert und unterstützt wird, die die Natur nicht nur in den Kategorien des Schönen und Erhabenen feiert, sondern in ihr das Heilende schlechthin sieht. Michelet legt den geheimen Kern dieser Faszination von Meer und Strand offen: Noch vor allen empirischen Evidenzen liegt den Meerwasser- und Thalasso-Kuren die Vorstellung zugrunde, dass das, woraus das Leben entstanden ist, auch der Aufrechterhaltung und Heilung des Lebens dienen müsse. Im Kapitel „Der Ursprung der Seebäder“ unterstreicht Michelet nicht allein die „reinigenden Tugenden“, die das „heilende Element“ besitzt, sondern führt diese Heilkraft darauf zurück, dass das Meer die „universelle Grundlage des Lebens“ „so reichhaltig“ besitze, „daß es wie das Leben selbst ist“. „Sein nährender Reichtum wird Euch in Strömen erquicken.“ (Michelet 2006 [1861], 253–256)

Michelet formuliert hier letztlich einen zeitgenössischen Konsens. Theorien des Urschleims bzw. Urschlammes haben Konjunktur. Bereits in seiner Auseinandersetzung mit Georg Forster zitiert Kant dessen These von der „kreißende[n] Erde [...], welche Tiere und Pflanzen ohne Zeugung von ihresgleichen, aus ihrem weichen, vom Meeresschlamm befeuchteten Mutterschoße, entspringen ließ“<sup>13</sup> (Kant 1975, 164, A 128), wobei der Akzent weniger auf der Fruchtbarkeit des Meeres allein als auf einer Koproduktion von Meer und Erde liegt. Die weitere Theorie des Urschleims geht dann auf Lorenz Oken zurück, der bezeichnenderweise bereits ein Frühwerk von 1805 *Die Zeugung* betitelt hatte. Schon in der ersten Auflage seines *Lehrbuchs der Naturphilosophie* von 1810 formuliert Oken lapidar: „Der Urschleim, aus dem alles Organische erschaffen worden, ist der Meerschleim“<sup>14</sup>, und in der zweiten Auflage, erschienen 1831, lässt er den „Urschleim“ „an der Gränze zwischen Wasser und Erde“ entstehen.<sup>15</sup> Diese Lokalisierung bezieht ihre Attraktivität zweifellos auch aus ihrem Symbolwert: Der zeitliche Ursprung wird durch die Überblendung mit einer räumlichen Grenze quasi ins Bild gesetzt. Ihre größte Prominenz erlangt die Theorie des Urschleims unter einem neuen Namen im Zeichen des Darwinismus. Ihren kurzen Siegeszug tritt sie 1857 an, nachdem bei der Verlegung von transatlantischen Telegrafenkabeln auf dem Meeresboden eine zähe gallertartige, mutmaßlich aus Protoplasma bestehende Masse aufgefunden wurde, die die Eigenschaften einer extrem einfachen Lebensform zu zeigen schien. Ihre Erforschung verdankt sie einerseits Thomas Henry Huxley, der sie ‚Bathybius‘ bzw. zu Ehren von Ernst Haeckel ‚Bathybius Haeckelii‘ nannte (Huxley 1868, 210), andererseits Haeckel selbst, der diese Hypothese ausbaut und den ganzen Meeresboden mit Urschleim überzogen vermutet, bestehend aus ‚Moneren‘, den allereinfachsten Eiweißkörpern (Abb. 1).<sup>16</sup> Die Bedeutung dieser Theorie fasst Haeckel zusammen:

---

**13** In Georg Forsters Aufsatz „Noch etwas über die Menschenraßen“ heißt es wörtlich: „Wer hat die kreißende Erde betrachtet in jenem entfernten und ganz in Unbegreiflichkeit verschleierten Zeitpunkt, da Thiere und Pflanzen ihrem Schoße in vieler Myriaden Mannigfaltigkeit entsproßen, ohne Zeugung von ihres Gleichen, ohne Samengehäuse, ohne Gebärmutter? Wer hat die Zahl ihrer ursprünglichen Gattungen, ihrer Autochthonen, gezählt? Wer kann uns berichten, wie viele Einzelne von jeder Gestalt, in ganz verschiedenen Weltgegenden sich aus der gebärenden Mutter weichem, vom Meere befruchteten Schlamm organisirten? Wer ist so weise, der uns lehren könne, ob nur einmal, an einem Orte nur, oder zu ganz verschiedenen Zeiten, in ganz getrennten Welttheilen, so wie sie allmähig aus des Oceans Umarmung hervorgiengen, organische Kräfte sich regten?“ (Forster 1969, 87)

**14** Oken (1810 [Kapitel „Urschleim“], 15, § 841).

**15** Oken (1831 [Kapitel „Gestaltung des Urorganismus“], 153, § 949).

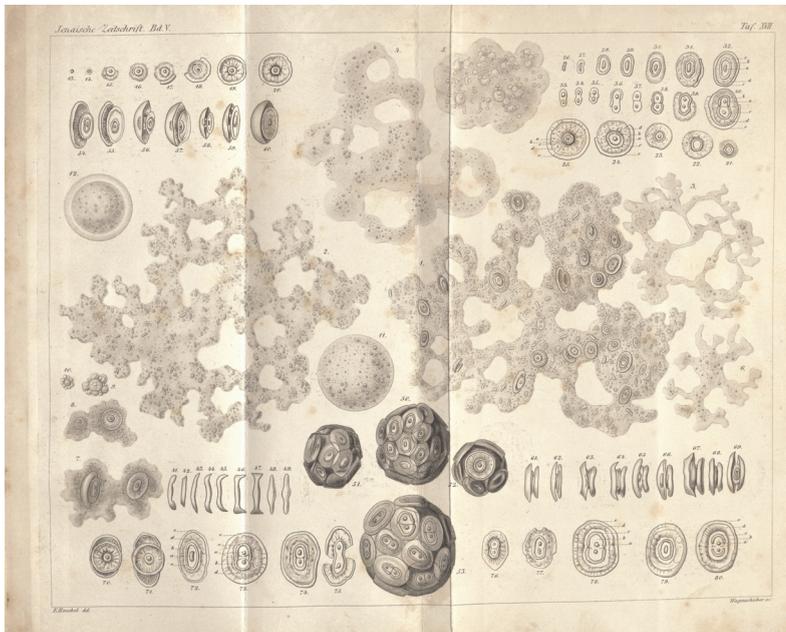
**16** Haeckel (1870, 499–519 [Bathybius und das freie Protoplasma der Meerestiefen]). Zu diesem Konzept vgl. Rehbock (1975); Rupke (1976); Gould (1980).

Mit diesem formlosen Ur-Organismus einfachster Art, der zu Milliarden vereinigt den Meeresboden mit einer lebendigen Schleimdecke überzieht, schien ein neues Licht auf eine der schwierigsten und dunkelsten Fragen der Schöpfungsgeschichte zu fallen, auf die Frage von der Urzeugung, von der ersten Entstehung des Lebens auf unserer Erde. Mit dem Bathybius schien der berühmte ‚Urschleim‘ gefunden zu sein, von dem Oken vor einem halben Jahrhundert prophetisch behauptet hatte, dass alles Organische aus ihm hervorgegangen, und dass er im Verfolge der Planeten-Entwicklung aus anorganischer Materie im Meeresgrunde entstanden sei. (Haeckel 1878, 73)

Noch zu Storms Lebzeiten, nämlich in seiner Ausgabe von 1885–92, resümiert auch *Meyers Konversationslexikon*: „Die Entdeckung des B.[athybius] erregte bei allen Naturforschern das größte Aufsehen, weil man in ihm den Anfang alles Lebens gefunden zu haben glaubte.“ (Meyer 1885–1892, 448) Das Lexikon verweist aber auch schon auf den empirischen Anfang vom Ende dieser Theorieblase, die mit der zwischen 1872 und 1876 durchgeführten ozeanographischen Expedition der *Challenger* zerplatzte, die die Welt umrundete, ohne erneut Bathybius-Schlamm zu finden. Huxley widerrief seine Theorie, während Haeckel, darüber einigermaßen indigniert, sie lediglich einschränken und modifizieren wollte und zu dem Resultat kam, „dass die ‚Nicht-Existenz des Bathybius nicht erwiesen‘ ist“ (Haeckel 1878, 73–82).<sup>17</sup>

---

17 Das Konzept des Bathybius ist keineswegs die einzige Theorie von Schlamm und Schleim im neunzehnten Jahrhundert. Die Verbreitung, Geltung und Abhängigkeit dieser Theorien ist, soweit ich sehe, noch nicht geklärt. An dieser Stelle soll nur ein weiterer Hinweis erfolgen, um diese Denkform zu belegen. Vom ganzen Ansatz, dem Ziel wie der Methode nahezu unvergleichbar mit Oken, Huxley und Haeckel ist Johann Jakob Bachofens 1861 erschienenes Hauptwerk *Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynäkokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur*. Umso bemerkenswerter ist, dass auch hier eine Denkfigur begegnet, die den Ursprung des Lebens im Schlamm auffindet, ‚Leben‘ allerdings primär verstanden im Sinne der menschlichen Gesellschaft. Bachofens (1975 [1861], 194) teils historische, teils geschichtsphilosophische und teils selbst mythisierende Überlegungen konstruieren eine der Ära des gynäkokratischen Ackerbaus vorausgehende „älteste Stufe des Mutterrechts, auf welcher die Mutter nicht nur über den Mann hervorragt, sondern nach Maßgabe des Sumpflebens gar keinen bestimmten Begatter sich gegenüber sieht, sondern der männlichen Kraft in ihrer Allgemeinheit angehört“. Hier herrscht ein hetärischer „Sumpfkult“ und eine „wilde Erdzeugung“, die letztlich der aphroditischen Natur des ‚Weibes‘ entsprechen (ebd., 193–194). Mythologisch verweist der Sumpfkult auf „die Schlamm- und Sumpfründe, in welchen sich die Mischung von Erde und Wasser gewissermaßen verkörpert, und die eben darum als das Urchaos, aus welchem alles Leben hervorgeht, angesehen werden.“ Dies erfolgt durch den „einigenden Liebestrieb der Materie“, eine „Selbstumarmung der Materie.“ (Ebd., 187–188)



**Abb. 1:** *Bathybius Haeckelii* in Haeckels „Beiträge zur Plastidentheorie“.

Storm, so die These, bewegt sich im Imaginationsraum der zeitgenössischen Theoriebildung zum Thema Urschlamm, er ist aber offensichtlich kein Anhänger der uralten und seit dem achtzehnten Jahrhundert erneut aktivierten Wasseremphase. Während bei ihm das durch Deiche zu schützende Kulturland die Bedingung des Lebens zu sein scheint, ist das Meer tendenziell eher mit Tod konnotiert. Doch bemerkenswerterweise ist gerade der Grenzbereich zwischen beiden ein bevorzugter Ort des Lebens und seiner Selbstgeneration. Man kann daraus folgern, dass der Tod eben nicht nur Tod ist, sondern zugleich eine notwendige Bedingung, ein Agens des Lebens selbst. Folgt man der hier dargelegten Assoziationskette, so ist gerade Storms Wattenschlamm – wie der Oken'sche Urschleim angesiedelt im notorischen Überlagerungsbereich „zwischen Wasser und Erde“ – das Medium, in dem zwar die Endprodukte der destruktiven Gewalt der Elemente, die Leben vernichtet und zersetzt, sich sammeln und verwesen, wo aber gerade darum zugleich aus toter Materie neues Leben entsteht. Im Bild des gärenden Schlammes wird so der ewige Naturkreislauf enggeführt und als ‚Geheimnis‘ markiert. Und dass mit dem „urweltlichen Kraut des Queller“ auch in *Carsten Curator* eine Dimension des Archaischen, Uranfänglichen ins Spiel

kommt, passt ins Bild: „so war es immer schon“ – das Leben nämlich, seitdem es besteht.

Storm entfaltet diese Doppeldeutigkeit des Strandes als Interferenz von Leben und Tod immer aufs Neue: nicht nur im zitierten Gegeneinander von Wasserleiche und Vogelnest, sondern auch mit speziellerem Bezug auf den „gärenden Schlamm“ selbst. Auf die dem Tod zugewandte Seite dieser Konstellation gehört, dass Menschen bei Storm nicht nur ertrinken, sondern auch vom Schlamm verschlungen werden, wie der Sohn der Trien' Jans im *Schimmelreiter*, der „im Schlick versank“ (LL 3, 649). Die lebensnah-heilsame Seite des Schlammes reklamiert dagegen – mehr auf der Landseite – der problematische Herr Etatsrat, als Deichkonstrukteur bezeichnenderweise dem Schutz des Landes verpflichtet, mit seinem „Erdbad“ am Strand. Mit dem allerdings fraglichen Rekurs auf die „Heilkraft unserer guten Mutter Erde“, in deren „Schoß“ er sich bis zum Kopf eingraben lässt, will er „gegen irgendwelchen Ungehorsam seines Leibes“ angehen. (LL 3, 27–28) Seine Freistiltherapie ist schwer dingfest zu machen, doch erkennbar steht sie in der Tradition der diversen Meer- und Strandkuren seit dem achtzehnten Jahrhundert,<sup>18</sup> der Thalasso-Therapie, deren Begriff Joseph La Bonnardière 1865, sechzehn Jahre vor Storms Erzählung, kreiert hatte (La Bonnardière 1865), oder der Experimente mit Schlamm- und Moorbädern, die eine bis in die Antike zurückreichende Tradition haben, im neunzehnten Jahrhundert allerdings überwiegend erst etwas später an breiterer Bedeutung gewinnen, z. B. durch Adolf Just (1859–1936) oder den homöopathischen ‚Lehm-pastor‘ Emanuel Felke (1856–1926) (vgl. Jütte 1996).<sup>19</sup>

Storm hat den Kreislauf der Natur in einem anderen bekannten Gedicht ausgesprochen:

---

<sup>18</sup> Es soll hier lediglich diese Traditionslinie markiert werden. Textuell sind die Sachverhalte erwartungsgemäß komplizierter. Einerseits wird die Kompetenz des Deichbauers explizit (LL 3, 11, 57) und dann auch implizit in Zweifel gezogen, insofern er ein Alkoholiker ist und ‚Trinken‘ und ‚Ertrinken‘ in mehreren Texten Storms korreliert sind (*Carsten Curator*, *John Riew*). Andererseits trägt seine Rückkehr in den Schoß der Mutter inzestuöse Züge und bestärkt darin die naheliegende Vermutung, der Etatsrat habe auch seine eigene Tochter missbraucht. Das bestätigt Storms Selbstdeutung des Themas der Novelle als „die Zerstörung der Familie“, dessen also, was das soziale Leben perpetuiert, „oder vielmehr ‚die Familie in der Zerstörung‘ [...] durch den Vater“ (LL 3, 776).

<sup>19</sup> Nur am Rande sei darauf hingewiesen, dass Schlamm-bäder auch in der Literatur gelegentlich Erwähnung finden, etwa in Jean Pauls *Quintus Fixlein*, Börnes *Briefe[n] aus Paris* oder Stifters *Nachkommenschaften*.

Wie wenn das Leben wär nichts Andres,  
 Als das Verbrennen eines Lichts!  
 Verloren geht kein einzig Teilchen,  
 Jedoch wir selber gehn ins Nichts!

Denn was wir Leib und Seele nennen,  
 So fest in Eins gestaltet kaum,  
 Es löst sich auf in Tausendteilchen  
 Und wimmelt durch den öden Raum.

Es waltet stets dasselbe Leben,  
 Natur geht ihren ewgen Lauf;  
 In tausend neuerschaffnen Wesen  
 Stehn diese tausend Teilchen auf.  
 [...] (LL 1, 253)

Formuliert wird hier eine tendenziell materialistisch-monistische Weltansicht, in der es keine substanzielle Differenz von „Leib und Seele“ gibt und das menschliche Individuum nach dem Tod unwiderruflich „ins Nichts“ geht. Die materiellen „Teilchen“ aber, aus denen es gebildet war, verschwinden nicht, sie bleiben in der Welt und gehen ein in neue Lebewesen. Storm folgt darin – in auf die Biologie übertragener Form – dem Satz der Erhaltung der Masse in geschlossenen Systemen. Diesen hatte der Chemiker Antoine Laurent de Lavoisier 1789 in seinem *Traité élémentaire de chimie* ausgesprochen, und zwar ausgerechnet in einem Kapitel über „Gärung“ („fermentation vineuse“):

[...] denn nichts wird weder in den Operationen der Kunst, noch in jenen der Natur erschaffen, und man kann als Grundsatz annehmen, daß in jeder Operation eine gleiche Menge Stoff vor und nach der Operation vorhanden sey; daß die Eigenschaft und die Menge der Bestandtheile ebendieselbe bleibe, und daß nur Abänderungen und Modifikationen entstehen. (Lavoisier 1803, I, 180)

Neben der Gärung spielt die Verbrennung organischer Stoffe in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle (ebd., I, 139–157 u. ö.). Darauf mag sich implizit Storms Metapher der verbrennenden Kerze beziehen. Ludwig Büchner stellte den Massenerhaltungssatz dann ohne konkreten Verweis auf Lavoisier unter der bezeichnenden Überschrift „Unsterblichkeit des Stoffs“ popularisiert dar – ergänzt um ein auf den ersten thermodynamischen Hauptsatz bezogenes Kapitel zur „Unsterblichkeit der Kraft“ (Büchner 1898 [1855], 17–24). Hier heißt es u. a.: „Der Stoff als solcher ist unsterblich, unvernichtbar; kein Stäubchen im Weltall kann verloren gehen, keines hinzukommen“; die „Verwandlung und Umgestaltung der Dinge“ bestehe „in nichts Anderem [...], als in einem beständigen

und unausgesetzten Kreislauf derselben Grundstoffe, deren Menge und Beschaffenheit an sich stets dieselbe und für alle Zeiten unveränderliche bleibt“ (ebd., 17–18). Und mit Blick auf die Verwesung:

Der äußere Anschein erweckt den Glauben, als ob von den ehemaligen Bestandtheilen des einst der Erde übergebenen Körpers außer jenen Ueberresten [d. i. Knochen] nichts mehr vorhanden sei; aber die Wissenschaft sagt, daß in Wirklichkeit auch nicht das kleinste Stäubchen davon verloren gegangen ist, sondern daß die ganze Veränderung nur darin besteht, daß die Grundstoffe jener Bestandtheile ihre ehemaligen Verbindungen verlassen haben und wieder in den allgemeinen Kreislauf der Stoffe zurückgekehrt sind, um heute in dieser morgen in jener Gestalt ihre ewigen Bahnen weiter zu verfolgen. (Ebd., 19)

In Storms damit bis ins Detail übereinstimmender Lesart formiert der Kreislauf der Materie stets neue Lebewesen und perpetuiert so das „Leben“ überhaupt. Im Bild des gärenden Schlammes verdichtet er sich quasi in *einer* hybriden Substanz.

## 4 Nach der Metaphysik

Es ist dies die einzige Form der Unsterblichkeit, die nach dem Ende der Metaphysik bleibt. Man hat in der Forschung mit gutem Recht beschrieben, dass und wie Storm sich sehr dezidiert gegen das Christentum gewendet hat (vgl. Jackson 1989; Demandt 2010; Laage 2010), und mit halbem Recht behauptet, er sei ein Antimetaphysiker und Agnostiker. Mit nur *halbem* Recht – denn die Dinge liegen bei Storm und generell im neunzehnten Jahrhundert komplizierter. Übersehen werden gerne die Spuren, Reste und Überlebsel der alten Metaphysik, die sich dem kulturellen Imaginären eingeschrieben haben. Der Himmel wird bei Storm im Rahmen eines immanenten Weltbilds zu einem topographischen, physikalischen und meteorologischen Phänomen, aber es bleibt ihm zugleich die Absenz der symbolisch-transzendenten Dimension eingeschrieben, die man früher einmal in ihm gesehen hatte. In dem bereits zitierten Gedicht „Über die Heide“ heißt es: „Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer“ (LL 1, 93). Der Ertrunkene, den Carsten und sein Sohn am Strand der Hallig finden, hat „das furchtbare Totenanzicht gegen den Himmel gekehrt“. Die Formulierung – „gegen den Himmel“ – scheint mehr zu sein als eine Richtungsangabe; sie klingt nach einer Anklage, als lägen dem Toten die letzten Worte Jesu am

Kreuz auf den Lippen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“<sup>20</sup> (Mk 15,34; Mt 27,46) Im anklagenden Blick der Leiche schwingt nicht nur die Verlorenheit angesichts eines sinnlosen Todes mit, sondern – noch vor Freuds Analyse der drei großen menschheitsgeschichtlichen Kränkungen durch Kopernikus, Darwin und die Psychoanalyse selbst (Freud 1969 [1916–1917], 283–284) – vielleicht auch etwas wie eine weitere narzisstische Kränkung, nämlich eine religiöse: die Ent-Setzung aus dem Zentrum einer göttlichen Schöpfung. Hier scheint es weder Euphorie einer befreiten Diesseitigkeit (wie bei Ludwig Feuerbach) noch areligiösen Gleichmut (wie bei Gottfried Keller) noch das Pathos des Lebenskreislaufs als ewige Wiederkunft (wie bei Friedrich Nietzsche) zu geben, eher wird eine Art Phantomschmerz der verlorenen Metaphysik artikuliert. Die Wasserleiche am Strand – das ist der Tod des Menschen in einer entgötterten Welt, ein buchstäblich elementarer Vorgang, und der „gärende Wattenschlamm“ ist das Bild des Lebens im Zeichen der „transzendentalen Obdachlosigkeit“ (Lukács 1988 [1916], 32): Materie, die sich selbst reproduziert ohne Schöpfung von außen.

Ein besonders prominentes Bild des Strandes wird darin überschrieben: Wie kein anderes könnte der Strand ein Inbild der alttestamentlichen Genesis sein, der Ort, an dem Gott am dritten Schöpfungstag Wasser und Erde scheidet (1. Mose 1,9–10); hier jedoch ist er der urweltlich anmutende Schauplatz einer rein immanenten Lebensschöpfung. So scheint es. Doch diese Überschreibung ist keine vollständige; das Überschriebene wird nicht einfach getilgt, sondern bleibt in und unter der Überschreibung palimpsestartig erhalten, so wie im Blick des Toten gegen den Himmel dessen Leere mit artikuliert wird. An biblische Vorstellungskomplexe als alte Bildwelten erinnert Storm häufig und mitunter ganz ausdrücklich, wenn etwa im *Schimmelreiter* Überschwemmung und Deichbruch als „Sündflut“ und „Weltenuntergang“ (LL 3, 752–753) erscheinen – freilich perspektivisch gebrochen und in metaphorischem Gebrauch. Es sind gerade die Perspektiven der Figuren, nicht zuletzt in den historischen Erzählungen, die die alten Weltdeutungsparadigmen sozusagen semantisch im Spiel halten. Auch dort, wo ‚das *Elementare*‘ an die Stelle der alten Schöpfung tritt, leben so metaphysische Restbestände fort. Der Lebensprozess der Natur überhaupt figuriert ‚Unsterblichkeit‘, so wie der Ausblick ins Unendliche und das Meererausuchen als stete Wiederkehr des Gleichen an jene andere, verlorene ‚Ewigkeit‘ erinnern; und der Streif des Meeres am Horizont lässt die christliche Eschatologie anklingen, indem er mal silbrig-verheißungsvoll erglänzen und „im ersten Sonnenstrahl entbrennen“ (LL 2, 442), mal als „schreckende Unendlichkeit“

<sup>20</sup> Vergleichbar die letzten Worte des sterbenden jungen Mannes in „Geh nicht hinein“: „Hilf! / Ach, Vater, lieber Vater!“ (LL 1, 94)

(LL 2, 437) düster-apokalyptisch drohen kann. Die metaphysische Transzendenz wird also nicht schlechterdings verabschiedet, sondern überlebt bzw. kehrt wieder in semantischen Restbeständen und Besetzungen der Dinge. *Etwas* von dem, was nach dem Ende der Metaphysik verschwunden sein müsste, die Spur eines Etwas, von dem sich nicht sagen lässt, ob es numinos, dämonisch oder nur unheimlich ist, bleibt noch unter dem ‚leeren Himmel‘ präsent.

In diesem Zusammenhang ist noch einmal auf die unauflösbaren Geheimnisse, Töne und „Stimmen“ über der „Tiefe“ zurückzukommen, die am Meeresstrand zwar „vernehmlich“ werden, aber fremd und unverständlich bleiben wie die dumpf mitwandernden Schritte aus der Tiefe des Heidebodens. Es scheint mir völlig plausibel, ihre Unverständlichkeit als Indikator für ein entfremdetes Naturverhältnis in einer entzauberten, nicht mehr durch metaphysische oder naturphilosophische Sinnzusammenhänge getragenen Welt zu interpretieren, wie Heinrich Detering (2013, 227–229) das getan hat. Aber woher rührt dann das Moment einer anthropomorphen bzw. animistischen Belebtheit und Intentionalität, die von den Stimmen wie von anderen Details der Szene ausgehen? In ihnen lässt sich, so kann man vielleicht sagen, die heimliche Persistenz eines Anderen des bloß Säkularen und Immanenten vernehmen. Strand und Meer bilden gewissermaßen eine metaphysische Landschaft, aber, anders als etwa bei Caspar David Friedrich, eine metaphysische Landschaft ohne Metaphysik. Damit kommt man nicht einfach auf die zitierten älteren Deutungen einer ‚schicksalhaften‘ oder ‚mystischen‘ Dimension des Gedichts zurück, die defizitär bleiben, soweit sie nicht sehen, dass diese Züge erst auf der Kehrseite einer gegenmetaphysischen ‚Weltanschauung‘ entstehen. Sie verweisen vage und andeutungshaft auf eine „innerirdische, immanente Form der Transzendenz“ (Blödorn 2016, 270). Es wäre verführerisch zu sagen, dass sich alte Dualismen in Form eines *reentry* als immanente Transzendenz in die säkulare Welt hinübergerettet und dabei transformiert hätten und dass die religiös-vertikale Polarität von Erde und Himmel, Diesseits und Jenseits sozusagen in eine immanent-horizontale von Land und Meer umkippe. Doch wäre sogleich zu korrigieren, dass mit dem Ende der traditionellen Metaphysik auch die Denkfigur des Dualismus verabschiedet wird, allerdings ohne von einem eindeutigen Monismus ersetzt zu werden, wie er die materialistischen Wissenschaften der Epoche prägt. Land und Meer sind zwar nicht dasselbe, aber sie greifen ineinander über, überlagern und durchdringen sich, bis sie im Schlamm ununterscheidbar werden. Der Strand, die Übergangszone zwischen Land und Meer wie zwischen Leben und Tod, verbildlicht wie kaum etwas anderes Storms Stellung zwischen Abweisung und Wiederkehr der Metaphysik, Monismus und Dualismus.

Dass der Strand derart ein Ort des Übergangs, Fortlebens, der Wiederkehr und des Unheimlichen ist, zeigt sich auch an der anklagenden Wasserleiche in

*Carsten Curator*. In einer schwer greifbaren Weise scheint ihr ein allerletzter Rest von Intentionalität innezuwohnen, eine Art paradoxes Restleben. Wie das Watt ein Zwischenraum ist und wie im gärenden Schlamm Leben und Tod interferieren, so scheint auch der Tote in einer Uferzone des Übergangs zu verbleiben, nicht mehr lebendig, aber auch nicht völlig tot, in einem Raum des Gespenstischen und Unheimlichen. Dieses gespenstische Moment ergreift auch vom Text selbst Besitz, denn die Wasserleiche hat eine proleptische Funktion: Sie deutet auf das spätere Ertrinken von Heinrich, der hier den Toten gefunden hat, voraus, sodass die zitierte Strandszene nicht nur in einem allgemeinen Sinne von Leben und Tod handelt, sondern auch das gesamte Leben Heinrichs von der Kindheit bis zu seinem Untergang in einer Sturmflut zusammenzieht. Ohne es zu wissen, halluziniert Carsten, wenn er sich nachts im Bett an die Vergangenheit erinnert, die Zukunft und wird so zum ‚Spökenkieker‘ (vgl. Theisohn 2014), der auch noch in einem anderen Sinne Grenzen durchlässig macht, die nämlich von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und die Zeitschichten überblendet.

Diese Überlegungen würden vielleicht etwas forciert und überfrachtet wirken, wenn es nicht noch andere Indizien in diese Richtung gäbe. Tatsächlich sind die Schwellenräume Strand und Deich beim realistischen Autor und vermeintlichen Agnostiker Storm Orte gespenstischer Erscheinungen – auch wenn diese zumeist perspektivisch gebrochen werden oder im Sinne einer phantastischen Literatur offen bleiben. Im *Schimmelreiter* glaubt der junge Hauke Haien vom Deich aus, im Watt „die Geister der Ertrunkenen“ (LL 3, 645) zu sehen, und die abergläubischen Knechte rätseln über das Pferdegespenst auf Jevershallig. Wenn Hauke später auf dem Deich, den er selbst gebaut hat, als gespenstischer Reiter umgehen muss, dann bietet der Text dafür eine frappante Erklärung an, in der man eine geisterhafte Parodie des materialistischen Lebenskreislaufs, aber auch der alten Metaphysik sehen kann: Da Hauke und seine Familie bei einer Sturmflut ertrinken und nicht mehr gefunden werden, vermutet der Erzähler: „die toten Körper werden von dem abströmenden Wasser durch den Bruch ins Meer hinausgetrieben und auf dessen Grunde allmählich in ihre Urbestandteile aufgelöst sein“ (LL 3, 754). An dieser Stelle könnte das zitierte Gedicht *Wie wenn das Leben wär nichts Andres* den Lebenskreislauf fortschreiben. Doch eine – leider gestrichene – Variante des Schlusses gibt dem Ganzen eine überraschende Wendung. Polemisch reformuliert der Erzähler die Volksmeinung über den Deichgrafen Hauke: „bei Hochfluthen müssen seine verstäubten Atome sich zu einem Scheinbild wiederum zusammenfinden“ (LL 3, 1061). Auch Gespenster gehorchen bei ihrer Auferstehung im Diesseits offenbar dem Erhaltungssatz der Materie, und das belegt, wie nahe die materialistische Vorstellung eines Lebensrecyclings am Phantasma einer gespenstischen Wiederkehr liegt.

Was also ist der Strand? Er ist, wie schon erwähnt, bei Storm immer auch ein Welt-Bild, ein Ort der Verhandlung darüber, was es mit Leben und Tod, Immanenz und Transzendenz auf sich hat. Die säkulare Weltsicht wird durch sinnliche Konkretion ebenso unterstrichen wie durch die Anspielungen auf wissenschaftliche Paradigmen. Doch zeigt sich, dass sie Spuren und Restbestände des Metaphysischen nicht loswird und vielleicht auch gar nicht loswerden will. Sie bleiben in den drei Modi der Negation, der Fortdauer und der Wiederkehr erhalten: als anklagende Betonung der Absenz, als assoziative Besetzungen, als Geheimnis, Stimme oder Gespenst. „Wo keine Götter sind, walten Gespenster“, bemerkt Novalis (1983, 520) – vielleicht ein bisschen zu lapidar. Anders als Götter bieten Gespenster keine metaphysischen Garantien oder Sinnversprechen mehr, aber sie markieren die Leerstelle dieser Garantie und halten so die Erinnerung daran wach. Etwas bleibt oder kehrt wieder, etwas, das vom säkularen Denken nicht erfasst wird und eine Lücke in diesem markiert – sei es Ahnung eines Geheimnisses, das sich aber nicht mehr metaphysisch oder ‚romantisch‘-naturphilosophisch fixieren lässt, sei es Ungenügen an der entzauberten Welt oder auch eine heimliche Hoffnung auf eine andere Dimension des Wirklichen. Aufgrund seiner topographischen Struktur als ein Raum der Übergänge und des Dazwischen ist der Strand die ideale Chiffre für solche Konstellationen. Der Strand wird so zugleich auch Schauplatz und Bild eines in sich gespaltenen säkularen Bewusstseins der Moderne, das von dem heimgesucht wird, was es aus sich auszuschließen sucht und darum mit Spuren, Resten, Relikten und Wiedergängern durchsetzt ist.

## 5 Vergessen und Erinnern (*Eine Halligfahrt*)

Dieser Aspekt ist abschließend durch eine weitere Dimension des Strandes zu ergänzen, die an Storms Erzählung *Eine Halligfahrt* von 1871 erläutert werden soll. Es handelt sich um die fiktive Erinnerung eines Ich-Erzählers, der aus weiter zeitlicher Distanz von einem Ausflug auf eine Hallig, dem Besuch bei einem unverheirateten alten Vetter und einer sich anbahnenden, dann aber nicht eingetretenen Liebesbeziehung mit dem Mädchen Susanne berichtet. Trotz ruhiger See und heiteren Wetters werden auch hier die destruktiven und todbringenden Kräfte des Meeres betont, das die Stadt Rungholt verschlungen und in der „großen Flut“ „vor einem halben Jahrtausend“ die Hallig des Veters nebst anderen „Inselbrocken“ vom nordfriesischen Festland abgerissen hat (LL 2, 45). Zugleich aber ist auch hier wiederum der Strand der Ort des sich selbst erneuernden Lebens: Die Insel ist von „einem ungeheuren schwebenden Gürtel“ von

Silbermöwen umgeben (LL 2, 45), die am Strand nisten. Hierhin führt ein Spaziergang das potenzielle Liebespaar, um die Brutplätze zu besichtigen, und hier hält die einer Beziehung offenbar stärker zugeneigte Susanne ein Ei ans Ohr, „als wolle sie das keimende Leben belauschen“ (LL 2, 57). Auch das Winseln eines jungen Seehunds, „der seine Mutter such[t]“ (LL 2, 60), fügt sich in das um Prokreation, Ehe und Familie zentrierte Szenario, aus dem hier allerdings „keine Frucht“ erwächst (LL 2, 61). Dass der Ausflug mit einem nächtlichen Blick auf „den von der eintretenden Ebbe bloßgelegten Schlamm“ endet (LL 2, 61), unterstreicht die Bildlogik in Storms Erzählen.

Diese bereits ausführlich erläuterte Dimension von Strand und Meer wird nun überlagert von einer weiteren, in der die Vorstellungen von Untergang, Tod und Leben eine metaphorische Qualität zugewiesen bekommen, indem sie mit Konzepten von Vergessen und Erinnerung verknüpft werden, bekanntlich einem zentralen – und hier auch formgebenden – Thema bei Storm (vgl. Laage 1985; Pastor 1988; Schilling 1995; Lee 2005; Onken 2009). Charakteristischerweise beginnt die Erzählung mit einem die eigentliche Erinnerung einleitenden Sonntagsspaziergang am Deich bzw. am Strand, dessen Saum „gegen die nagende Flut“ mit einer „neue[n] Strohbestückung“ geschützt ist (LL 2, 41). Hier erfolgt eine doppelte Wiederkehr. Zum einen wird berichtet, wie man gelegentlich „aus schwarzen Moorgründen oder aus dem Schlamm der Watten noch eine versteinte Wurzel“ (LL 2, 41) jener Urwälder gräbt, die einst die Küste bedeckt haben, Relikt einer Urzeit und ihrer Stürme. Damit öffnet sich – auch hier wieder – eine Tiefendimension in die Vorzeit, in der auch die jetzt lebenden Menschen ihre Wurzeln haben. Zum anderen taucht in der Uferzone plötzlich der eigentliche Erzählgegenstand auf: „Und siehe! – während das Wasser weich, fast lautlos zu meinen Füßen anspülte, plötzlich mit leichten Schritten ging die Erinnerung neben mir“ (LL 2, 41), und zwar in Gestalt von Susanne, als sei sie wie Aphrodite Anadyomene soeben dem Schaum des Meeres entstiegen. Da das Erinnernte vergangen und tot ist, zugleich aber fortlebt, liegt seine Identifizierung als Gespenst nahe (vgl. Begemann 2013), wenngleich als „Gespenst[] des Glückes“ (LL 2, 41), eines Glückes, das der Erzähler zwar ausgeschlagen hat, das aber als unabgeholtenes Versprechen bis in die Gegenwart hineinreicht. Wenn der Strand andernorts der Landeplatz der Wasserleichen und ihrer mutmaßlichen Geister ist, und wenn der untote Deichgraf Hauke Haien auf seinem Lebenswerk umgeht, so ist auch hier wieder der Strand, die Schwellenzone zwischen Tod und Leben, ein Ort der Gespenster. Anhand der räumlichen Konstellation um Meer, Land und den Übergangsraum zwischen beiden werden damit Fragen des individuellen wie kulturellen Gedächtnisses verhandelt. Das Meer gewinnt Züge eines amorphen Reservoirs von ehemaligen Bewusstseinsinhalten, die „unsichtbar und verschollen“ (LL 2, 44) auf seinem Boden lagern

wie das versunkene Rungholt, aber nach Willkür freigegeben werden und am Ufer in den Raum des Bewusstseins übertreten können, wo sie vom Tod zu einem Scheinleben erwachen und gleichsam auferstehen.<sup>21</sup> Es ist nur konsequent, dass gerade mit Bezug auf die untergegangene Stadt auch auf eine andere Form des Fortlebens verwiesen wird, nämlich auf die Präsenz nichtintegrierter ‚ungleichzeitiger‘ Inhalte eines kulturellen Imaginären. Mit Blick auf die Tiefe des Meeres bemerkt der Erzähler, dass das mythisch denkende „rotwangige Heidentum [...] hier noch in uns Allen spukt“ (LL 2, 43), d. h. auch und gerade im säkularen Bewusstsein. Dieses erweist sich als gespalten und widersprüchlich, weil durchzogen von Relikten älterer Bewusstseinsformen, abgesunkenen kulturellen Reminiszenzen, die obsolet scheinen, aber in bestimmten Situationen dann eben doch gewissermaßen an Land gehen können.

Der Strand figuriert damit auch als Schwelle des Bewusstseins. Doch wie sich an dem Petrefakt im Uferschlamm zeigt, geht es nicht allein um immaterielle, individuelle oder kollektive Erinnerungen, sondern auch um deren materielle Träger, um Dinge, die das Gedächtnis der Vergangenheit evozieren.<sup>22</sup> Während der Blick durch das Fenster auf ein kürzlich auf der Hallig gestrandetes Schiff fällt (LL 2, 47–48), das damit dem Strandrecht unterliegt, wird dem Leser mitgeteilt, dass nahezu der gesamte, mit zahllosen kulturellen Artefakten ausgestattete Hausrat des Veters vom Haushund bis zum Tischwein aus „Strandgut“ besteht (LL 2, 48) – wobei offen bleibt, ob es sich um wirkliches oder nur metaphorisches Strandgut handelt. Dieses tritt jetzt ins eigene Leben ein, stammt aber aus anderen Leben und anderen Zeiten und setzt sich darum immer auch aus „Gedächtnisstücken“ zusammen (LL 2, 62) – „Gedächtnisstücken“ in dem Doppelsinn, dass sie einerseits Memorialdinge sind, die die Erinnerung an Vergangenes speichern und eine Geschichte zu erzählen haben, und die andererseits selbst nur Bruchstücke eines umfassenden Gedächtnisses sind, wie die Hallig ihrerseits ein „Inselbrocken“ ist und daher diese Konstellation des Versprengtseins von einem verlorenen Ursprung spiegelt. So werden die in die Zukunft weisenden Mächte Leben und Prokreation ergänzt von den die Vergangenheit konservierenden Faktoren der Erinnerung und des Erbes.

Darin steckt eine kleine Kulturtheorie. „Was überhaupt war hier nicht Strandgut?“ (LL 2, 48): Das gesamte materielle, mentale und emotionale Leben bewegt sich im Horizont der Erbschaft, in den Relikten, den Überbleibseln und

<sup>21</sup> Das Meer symbolisiere „das absolute Vergessen wegen seiner unbegrenzten Speicherkraft“, bemerkt Jean Lefebvre (2004, 75).

<sup>22</sup> Vgl. dazu grundsätzlich Vedder (2013). Eine solche Zeitkapsel ist hier am prononciertesten der Geigenkasten des Veters, den dieser nicht öffnen will aus Furcht vor dem Überflutetwerden durch die Erinnerung: „Siehst du denn nicht, daß das ein Särgelein ist? Man soll die Toten ruhen lassen“ (LL 2, 49).

Überlebseln der Vergangenheit, die man zwar zu „Sammlungen“ ordnen kann (LL 2, 47), die aber darum ihren kontingenten Charakter nicht verlieren und später erneut zu Treibgut an anderen Stränden werden können. So wie das Meer ganz beliebig manches preisgibt und manches nicht, so teilen einige „Gedächtnisstücke“ ihre Geschichte mit, während andere sie für sich behalten. Das gesamte Leben wird so quasi zu einer Strandzone, und darin verbinden sich die kulturelle und die anthropologisch-existenzielle Dimension. Über den Vetter heißt es, er habe sich später auf seiner Hallig beerdigen lassen auf die Gefahr hin, selbst zu Treibgut zu werden und sich im ozeanischen Kreislauf der Materie aufzulösen – so wie das bei Hauke Haien und seiner Familie der Fall sein wird: „Er hat es gewagt, sich hier zur Ruhe zu begeben, wohl wissend, daß der Sturm die Flut zu seinem Grabe treiben, daß die Flut es aufwühlen und ihn in seinem schmalen Ruhebett auf das weite Meer hinaustragen könne.“ (LL 2, 62) So zirkulieren die kulturellen Dinge in der Welt wie die Atome; der kulturelle Kreislauf wird in Analogie zum Lebenskreislauf gedacht.

Auch die Bibliothek des Veters ist

Strandgut; fast Alles Antiquaria! Die einstigen Besitzer sind gescheitert oder zu Grunde gegangen; ihre Bücher sind in alle Welt getrieben, von geschäftigen Leuten aufgefischt und verkauft; und nun stehen sie hier eine Weile, bis auch ihren jetzigen Besitzer das gleiche Los ereilt. (LL 2, 48)

Wenn diese Bibliothek nebst den Aufzeichnungen des Veters dem Erzähler vererbt wird (LL 2, 62), dann zeigt sich auch die poetologische Komponente dieses kulturellen Konzepts. Denn wie der Hausrat des Veters, so ist auch der gesamte Text durchsetzt mit Relikten und Reminiszenzen, versprengten Zitaten und Allusionen.<sup>23</sup> Nicht nur werden am Ende der Erzählung die Aufzeichnungen des Veters angehängt; es werden auch Sagen und Mythen aufgerufen, Daniel Defoe, Jean Paul, Novalis, Eichendorff, Hoffmann, Heine und manche andere zitiert und zu einem intertextuellen Patchwork neu zusammengefügt, dessen selbstreflexives Bild der Hausrat und speziell die Bibliothek des Veters darstellt: Strandgut als Textprinzip.

Über die in den vorherigen Kapiteln skizzierten Aspekte hinaus und sie ergänzend, zeigt die *Halligfahrt*, wie vielfältiger semantischer Besetzungen die Strandzone fähig ist. Ging es zunächst um die existenzielle Stellung des Subjekts in der Welt, sodann um das Verhältnis von Leben, Tod und Metaphysik, so wird hier dem Tableau das Thema Gedächtnis hinzugefügt. Dabei gewinnt die gesamte Topographie eine quasi anthropomorphe Dimension. Über Meer und Land werden Versinken und Auftauchen, Vergessen und Erinnern verhandelt,

---

<sup>23</sup> Das intertextuelle Verfahren der Erzählung rekonstruiert Onken (2009, 209–258).

und der Strand ist die Schwelle des Übertritts von einem zum anderen. Er ist in dieser Hinsicht der Ort nicht nur von Leben und Fortpflanzung überhaupt, sondern auch der Verlebendigung eines vermeintlich Toten, weil Vergessenen, das quasi aus dem Meer des Unbewussten wiederkehrt.<sup>24</sup> Diese anthropomorphe Struktur bestätigt sich auch am Verhältnis der Insel zu ihrem Bewohner, dem alten Vetter. Wie sich die Hallig in heftigen Stürmen als „Inselbrocken“ vom Festland abgetrennt hatte, so hat sich auch der Vetter von der defizitären gesellschaftlichen Welt losgerissen. Die topographische Insellage ist auch ein Bild des abgeschlossenen, weltabgewandten, gleichsam a-sozialen Subjekts (vgl. Borgards 2018, 10–12, 35). Dass es sich dabei erneut um ein literarisches Zitat handelt, insofern hier eine zentrale Konstellation aus Adalbert Stifters Erzählung *Der Hagestolz* (1844/50) aufgenommen wird, zeigt die Engführung der diegetisch-topographischen, metaphorischen und poetologischen Ebenen der Erzählung. Wenn der ehe- und kinderlose und damit dem ‚Leben‘ abgewandte Zölibitär, der vor langer Zeit mit der Liebe abgeschlossen hat und ihre seltsamen Wirrungen am Strand nur noch durch das Fernglas beobachtet (LL 2, 59), selbst ein abgerissener „Inselbrocken“ und mit seinem Wohnort identisch ist, dann verbindet sich das strukturell mit dem Motiv des Treibguts, denn auch seine Insel und er selbst sind gleichsam Treibgut im Meer. Und zugleich spiegelt sich darin das literarische Verfahren des Textes. Denn auch mit der intertextuellen Wiederkehr des Insel-Motivs auf der Ebene des *discours* wird ein Stück Treibgut aus der literarischen Überlieferung aufgefischt und rekontextualisiert, was auf der Ebene der *histoire* wiederum dem Lebenskonzept des Veters korrespondiert und zugleich ein kulturelles Konzept exemplifiziert. In einem ganz umfassenden Sinn wird der Strand zu einer Lebens- und Textlandschaft.

## Literaturverzeichnis

- Aristoteles. „Metaphysik“. *Philosophische Schriften*. Nach der Übersetzung von Hermann Bonitz, bearb. von Horst Seidl. Hamburg: Edition Kramer, 1995.
- Bachofen, Johann Jakob. *Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynäkokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Eine Auswahl* [1861]. Hg. Hans-Jürgen Heinrichs. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1975.
- „Bathybius“. *Meyers Konversationslexikon, Bd. 2*. <http://www.retrobibliothek.de/retrobib/seite.html?id=101692>. Leipzig und Wien: Verlag des Bibliographischen Instituts, 1885–1892 (01.04.2019).

<sup>24</sup> Das Verhältnis von Meer und Unbewusstem untersucht unter psychoanalytischer Perspektive Neumann (2002, 129–140).

- Baum, Michael. „Storms *Meeresstrand* und die Grenzen der Interpretation“. 1955–2005: *Emil Staiger und ‚Die Kunst der Interpretation‘ heute*. Hg. Joachim Rickes, Volker Ladenthin und Michael Baum. Bern et al.: Peter Lang, 2007. 243–260.
- Begemann, Christian. „Figuren der Wiederkehr. Gespenster, Erinnerung, Tradition und Vererbung bei Theodor Storm“. *Wirklichkeit und Wahrnehmung: Neue Perspektiven auf Theodor Storm*. Hg. Elisabeth Strowick und Ulrike Vedder. Bern et al.: Peter Lang, 2013. 13–37.
- Begemann, Christian. „Nachtgespenster – Überlebsel. Zum Verhältnis von Moderne und kulturellem Imaginärem bei Theodor Storm“. *Konventionen und Tabubrüche. Theodor Storm als widerspenstiger Erfolgsautor des deutschen Realismus*. Hg. Louis Gerrekens, Valérie Leyh und Eckart Pastor. Berlin: Erich Schmidt, 2019. 201–231.
- Bernd, Clifford A. *Theodor Storm. The Dano-German Poet and Writer*. Bern, Oxford und New York: Peter Lang, 2005.
- Blödorn, Andreas. „Meeresrauschen. Immanente Transzendenz und anti-bürgerliche Fluchtimpulse bei Theodor Storm und Thomas Mann“. *Verirrte Bürger: Thomas Mann und Theodor Storm*. Hg. Heinrich Detering, Maren Ermisch und Hans Wisskirchen. Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann, 2016. 265–281.
- Borgards, Roland. „...und endlich stieg ein grünes Eiland vor uns auf. Theodor Storms *Eine Halligfahrt* (1871) und die Geschichte der Inselbiogeographie“. *Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft* 67 (2018): 9–36.
- Büchner, Ludwig. *Kraft und Stoff oder Grundzüge der natürlichen Weltordnung* [1855]. Leipzig: Theodor Thomas, 1898.
- Carus, Carl Gustav. *Zwölf Briefe über das Erleben*. Stuttgart: P. Balz'sche Buchhandlung, 1841.
- Corbin, Alain. *Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste*. Berlin: Wagenbach, 1990.
- Demandt, Christian. *Religion und Religionskritik bei Theodor Storm*. Berlin: Erich Schmidt, 2010.
- Detering, Heinrich. „Die Stimmen und die Stimmung. Storms Naturgedichte“. *Stimmung und Methode*. Hg. Friederike Reents und Burkhard Meyer-Sickendiek. Tübingen: Mohr Siebeck, 2013. 219–234.
- Fasold, Regina. *Theodor Storm*. Stuttgart und Weimar: Metzler, 1997.
- Forster, Franz. „Theodor Storms *Meeresstrand* und *Die Stadt*. Probleme der Lyrikdefinition. Zur Gattungspoetik und einigen Fragen ihrer Systematik“. *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft* 12.3 (1976): 27–37.
- Forster, Georg. „Noch etwas über die Menschenraßen“. *Werke in vier Bänden, Bd. 2*. Hg. Gerhard Steiner. Frankfurt/Main: Insel, 1969. 71–101.
- Freud, Sigmund. „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ [1916–1917]. *Studienausgabe, Bd. 1*. Hg. Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Strachey. Frankfurt/Main: Fischer, 1969.
- „Gärung“. *Brockhaus Konversationslexikon, Bd. 7*. <http://www.retrobibliothek.de/retrobib/seite.html?id=126981&imageview=true>. Berlin und Wien: F. A. Brockhaus, 1894. 562–561 (01.04.2019).
- Goethe, Johann Wolfgang. „Faust. Der Tragödie zweiter Teil“. *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe, Bd. 18.1: Letzte Jahre. 1827–1832*. Hg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller, Gerhard Sauder und Edith Zehm. München und Wien: Hanser, 1997. 103–351.

- Gould, Stephen Jay. „Bathybius and Eozoon“. *The Panda's Thumb*. New York und London: W. W. Norton Company, 1980. 236–244.
- Gräff, Thomas. *Lyrik von der Romantik bis zur Jahrhundertwende*. München: Oldenbourg, 2000.
- Haeckel, Ernst. „Beiträge zur Plastidentheorie“. *Jenaische Zeitschrift* 5.3 (1870): 492–550. [https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb11018338\\_00007.html](https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb11018338_00007.html) (01.04.2019).
- Haeckel, Ernst. *Das Protistenreich. Eine populäre Uebersicht über das Formengebiet der niedersten Lebewesen*. <https://www.biodiversitylibrary.org/item/119851#page/1/mode/1up>. Leipzig: Ernst Günther's Verlag, 1878 (01.04.2019).
- Hoffmann, Volker. „Theodor Storm, Der Schimmelreiter. Eine Teufelspaktgeschichte als realistische Lebensgeschichte“. *Erzählungen und Novellen des 19. Jahrhunderts, Bd. 2*. Stuttgart: Reclam, 1990. 333–370.
- Huxley, Thomas Henry. „On Some Organisms Living at Great Depths in the North Atlantic Ocean“. *Quarterly Journal of Microscopical Science* 8 (1868): 203–212. <https://www.biodiversitylibrary.org/page/13766309#page/213/mode/1up> (01.04.2019).
- Jackson, David A. „Storms Stellung zum Christentum und zur christlichen Kirche“. *Theodor Storm und das 19. Jahrhundert*. Hg. Brian Coghlan und Karl Ernst Laage. Berlin: Erich Schmidt, 1989. 41–99.
- Jütte, Robert. *Geschichte der Alternativen Medizin. Von der Volksmedizin zu den unkonventionellen Therapien von heute*. München: C. H. Beck, 1996.
- Kaiser, Gerhard. „Im Geflüster der Stimmen oder vom Selbstgenuss der Verlassenheit“. *1000 deutsche Gedichte und ihre Interpretation, Bd. 4: Von Heinrich Heine bis Friedrich Nietzsche*. Hg. Marcel Reich-Ranicki. Frankfurt/Main: Insel, 1994. 288–290.
- Kant, Immanuel. „Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie“. *Werke in zehn Bänden, Bd. 8*. Hg. Wilhelm Weischedel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1975. 139–170.
- Konersmann, Ralf. „Die Philosophen und das Meer“. *Kulturelle Tatsachen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2006. 190–205.
- Laage, Karl Ernst. „Das Erinnerungsmotiv in Theodor Storms Novellistik“. *Theodor Storm. Studien zu seinem Leben und Werk*. Berlin: Erich Schmidt, 1985. 1–19.
- Laage, Karl Ernst. „Wenn ich doch glauben könnte!“ *Theodor Storm und die Religion*. Heide: Boyens Medien, 2010.
- La Bonnardière, Joseph. *Introduction à la thalassothérapie. Thèse pour obtenir le grade de docteur en médecine*. Montpellier: Boehm & Fils, 1865.
- Lavoisier, Anton Lorenz [Antoine Laurent de]. *System der antiphlogistischen Chemie [Traité élémentaire de chimie, 1789]*. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin und Stettin: Friedrich Nicolai, 1803.
- Lee, No-Eun. *Erinnerung und Erzählprozess in Theodor Storm frühen Novellen (1848–1859)*. Berlin: Erich Schmidt, 2005.
- Lefebvre, Jean. „Schuld und Scheitern in Theodor Storms Novelle Eine Halligfahrt“. *Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft* 53 (2004): 63–80.
- Lukács, Georg. *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik* [1916]. Neuwied: Luchterhand, 1988.
- Merker, Paul. „Theodor Storm: Meeresstrand“. *Gedicht und Gedanke*. Hg. Heinz Otto Burger. Halle/Saale: Max Niemeyer, 1942. 274–287.
- Michelet, Jules. *Das Meer [La Mer, 1861]*. Übersetzt und hg. von Rolf Wintermeyer. Frankfurt/Main und New York: Campus, 2006.

- Müller, Harro, und Norbert Mecklenburg. „Theodor Storms Gedicht *Über die Heide*. Versuch einer kritischen Interpretation“. *Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft* 19 (1970): 35–42.
- Neumann, Christian. *Zwischen Paradies und ödem Ort. Unbewusste Bedeutungsstrukturen in Theodor Storms novellistischem Spätwerk*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2002.
- Novalis. „Die Christenheit oder Europa“. *Schriften, Bd. 3: Das philosophische Werk II*. Hg. von Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. 3. Aufl. Darmstadt: Kohlhammer, 1983. 507–524.
- Oken, Lorenz. *Lehrbuch der Naturphilosophie*. Jena: Friedrich Frommann, 1810.
- Oken, Lorenz. *Lehrbuch der Naturphilosophie*. 2. Aufl. Jena: Friedrich Frommann, 1831.
- Onken, Aiko. *Erinnerung, Erzählung, Identität. Theodor Storms mittlere Schaffensperiode (1867–1872)*. Heidelberg: Winter, 2009.
- Pastor, Eckart. *Die Sprache der Erinnerung. Zu den Novellen von Theodor Storm*. Frankfurt/Main: Athenäum, 1988.
- Rehbock, Philip F. „Huxley, Haeckel, and the Oceanographers: The Case of *Bathybius haeckelii*“. *Isis* 66 (1975): 504–533.
- Richter, Dieter. *Das Meer. Geschichte der ältesten Landschaft*. Berlin: Wagenbach, 2014.
- Rickes, Joachim. „Hat die Germanistik das Interpretieren verlernt? Vom Schiffbruch an Storms *Meeresstrand*. Eine Streitschrift“. *Wirrendes Wort* 55 (2005): 5–13.
- Roebeling, Irmgard. „„Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai / Kein Vogel ohn Unterlaß‘. Storms Naturdichtung im Lichte der Einfühlungsästhetik“. *Theodor Storms ästhetische Heimat. Studien zur Lyrik und zum Erzählwerk Storms*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2012a. 15–65.
- Roebeling, Irmgard. „Prinzip Heimat – eine regressive Utopie? Eine psychoanalytische Interpretation von Theodor Storms *Regentrude*“. *Theodor Storms ästhetische Heimat. Studien zur Lyrik und zum Erzählwerk Storms*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2012b. 209–228.
- Roebeling, Irmgard. „„Von Menschentragik und wildem Naturgeheimnis‘. Die Thematisierung von Natur, Aberglauben und Weiblichkeit in Storms *Schimmelreiter*“. *Theodor Storms ästhetische Heimat. Studien zur Lyrik und zum Erzählwerk Storms*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2012c. 311–356.
- Rupke, Nicolaas A. „Bathybius Haeckelii and the Psychology of Scientific Discovery“. *Studies in the History and Philosophy of Science* 7 (1976): 53–62.
- Schilling, Michael. „Erzählen als Arbeit am kollektiven Gedächtnis. Zu Theodor Storms Novellen nach 1865“. *Euphorion* 89 (1995): 37–53.
- Schneider, Wilhelm. „Theodor Storm, *Meeresstrand*“. *Liebe zum deutschen Gedicht*. Hg. Wilhelm Schneider. 2. Aufl. Freiburg: Herder, 1954. 105–113.
- Schönert, Jörg. „„Am Himmel fährt ein kalt Gewölk daher!‘. Zu Anspruch und Krise des Erfahrungs- und Deutungsmodells ‚Natur‘ in der deutschsprachigen Lyrik 1850–1890“. *Das schwierige neunzehnte Jahrhundert*. Hg. Jürgen Barkhoff, Gilbert Carr und Roger Paulin. Tübingen: Niemeyer, 2000. 171–185.
- Silman, Tamara. „Theodor Storms Gedicht *Meeresstrand*“. *Schriften der Theodor Storm-Gesellschaft* 25 (1976): 48–52.
- Storm, Theodor. *Sämtliche Werke in vier Bänden*. Hg. Karl Ernst Laage und Dieter Lohmeier. Frankfurt/Main: Deutscher Klassiker Verlag, 1987/1988.
- Theisohn, Philipp. „Spöckenkieken. Storm und das Wissen der Geister“. *Schriften der Theodor Storm-Gesellschaft* 63 (2014): 23–39.
- Tieck, Ludwig. „Der Runenberg“. *Schriften in zwölf Bänden. Bd. 6: Phantasmus*. Hg. Manfred Frank. Frankfurt/Main: Deutscher Klassiker Verlag, 1985. 184–209.

Vedder, Ulrike. „Dinge als Zeitkapseln. Realismus und Unverfügbarkeit der Dinge in Theodor Storms Novellen“. *Wirklichkeit und Wahrnehmung: Neue Perspektiven auf Theodor Storm*. Hg. Elisabeth Strowick und Ulrike Vedder. Bern et al.: Peter Lang, 2013. 73–90.

## Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: *Bathybius Haeckelii*. Illustration in: Haeckel 1870, Tafel XVII.

